

Auf dem Heimwege.

Novelle von Carl Werbed.

Peter Müller war Arbeiter. Da er ein besonderes Handwerk nicht erlernt hatte, so darf es Niemanden wunder nehmen, daß sein Tagelohn sich nur auf drei und eine halbe Mark belief.

Das Hänschen nicht lernt, holt Hans nimmer ein. Da Peter Müller die Wahrheit dieses Sprichwortes aber nicht anerkannte, so haberte er mit der ganzen Welt.

Zu jedem, der es hören wollte, pflegte er grollend zu sagen: „Ich habe von meinem „lumpigen“ Eintommen eine Frau und zwei Kinder zu ernähren, und man will selbst doch auch leben.“

Einmal in's Fährwasser geraten, verübte er selbstverständlich auch das Kapitel der „verfluchten Mißausgaben“ und zählte an den Fingern her: Krankenlaste, Alters- und Invaliditätsversicherung und Einkommensteuer. Hinzu kam der letztere fügte er recht offenhertzig hinzu, daß er sie grundfänglich nicht eher entrichte, als bis das Gerichtsvollzieheramt ihm auf den Hals rülle.

Dann sprach er gelassen das Wort „außerdem“ aus und fuhr hierauf mit einer großartigen Armbeugung fort: „Na, und was sonst ist, muß sein, das erfordert schon die Ehre.“

Die Ehre erfordert strikte Vorauszahlung des Beitrages für den Geselligen Verein, dem er als Mitglied angehörte, sie verlangte, daß er pünktlich seines Leichterlebens, der nimmer gesättigten Kasse seiner politischen Partei gebühre usw.

Wenn seine Frau, trotzdem sie zarter Gesundheit war, nicht täglich zum Waschen und Reinemachen gegangen wäre, so hätte es wahrlich wohl um die Familie ausgefallen. Sein Sohn, der Peter, besuchte schon seit drei Jahren die Volksschule, während sein Töchterchen, die Anni, kaum erst Laufen gelernt hatte. Das Laufen war der kleinen Anna von den größeren Kindern einer freundlichen Nachbarnfrau beigebracht worden, die das drollige Ding den Tag über, wo Vater und Mutter ihrem Berufe nachgingen, in ihrer Wohnung behütete. Wo vier Kinder satt werden, da macht ein fünftes nicht viel aus, zumal, wenn es so klein und niedlich ist, wie Anni.

Peter, der Schuljunge, dagegen fühlte sich bereits ziemlich selbstständig, trug er doch seinen Hauschlüssel in der Tasche, den er jeden Mittag im selbstbetreuten Miene herodrag, um die einfache Wohnstube aufzuschließen, wo er sein Brot und seinen Kaffee an gemohnter Stelle stets vorfand.

Man kann dagegen einwenden, was man will, er kannte es nicht besser, und darin liegt ein gewisser Trost.

Es war aber so schön ruhig in der Wohnung, daß er ein Vergnügen für ihn bedeutete, die Schularbeit für den folgenden Tag anzufertigen.

War das große Wert vollbracht, so griff Peter schleunigst wieder nach seiner Mütze, schloß die Wohnung sorgfältig ab und tollte mit anderen Kindern auf der Straße umher, bis er an dem Gezier der Turmuhr bemerkte, daß es gleich sechs schlagen würde. Er sprang dann nach dem Eingange zum Hofe, um die Mutter zu ermahnen, die selten viel später eintraf. Während er hinlief, Anni nach Hause zu holen, bereitete die Mutter in der Regel ihr warmes Abendessen, welches oft aus dem befand, was die Herrschaften ihr just mitgegeben hatten.

Der Vater machte ebenfalls um sechs Uhr Feierabend. Er hätte demzufolge eine halbe Stunde darauf daheim sein können, was indessen sehr selten der Fall war. Oft kam er um neun Uhr, wenn Peter und Anni bereits schliefen, dann hörten sie ihn nicht; hin und wieder kehrte er aber erst nach Mitternacht heim, und dann wachten die Kinder von dem Lärm, den er in seiner Trunkenheit machte, allemal auf.

Anni fing dann wohl zu weinen an, doch der klügere Bruder tröstete sie mit den Worten: „Sei nur ruhig, Du, und hant der Vater nicht.“

Peter, der Junge, kannte es eben nicht anders. Woher hätte er ein Besessenen auch nehmen sollen?

Und doch ist es wahr, daß manchmal nicht die Eltern ihre Kinder, sondern diese jene in vielen Punkten erziehen.

Peter Müller, der Vater, erfuhr es an seinem Sohne, dem Schuljungen.

Wenn er heute in behäbigen Verhältnissen, in Ruhe und Frieden mit Frau und Kindern lebt, so kommt es einmal daher, weil sein Sohn der beste Rechner in seiner Klasse war und weil er selbst andererseits bei Zeiten durch Nachdenken zur Einsicht gelangte.

Lustig mit den Augen zinkernd, pflegte er jetzt wohl zu sagen: „Wäre Peter Müller nicht bei Peter Müller in die Schule gegangen, dann wäre ich nicht derjenige, der ich heute bin.“

Um solche Worte verstehen zu können, muß man das Folgende gelesen haben.

An einem schönen Sommer-Abend spielte Peter mit mehreren Altersgenossen und Genossinnen im Hofe „Schule“.

Man halte jetzt ihn zum Lehrer ernannt und man darf getrost behaupten, daß er mit kindlichem Eifer daran ging, die lustige Sache sehr ernsthaft anzufassen.

Peter hatte soeben einen großen „Faustball“ unter der Schaar, der kühn geantwortet hatte, drei mal drei sei

zehn, gehörig ausgefollten, als der Vater, Arm in Arm mit einem Arbeitstollegen, etwas schwach auf den Füßen, dahertam.

„Er lehrte heute früher heim als sonst, wahrscheinlich weil der Wirth ihm nichts hatte auf Kredit verabsolgen wollen.“

„Se, Ihr spielt Schule, Kinder, wie?“

„Ja, Vater, und ich bin der Herr Lehrer hier“, antwortete Peter.

„Du bist der Herr Lehrer hier, na ja, dann nur zu“, sagte sein Vater darauf und fuhr zu seinen Kollegen gewandt fort: „Was meinst Du, Schmidt, den Spaß müssen wir uns mal mit ansehen, wie?“

„Ist ein fixer Bengel, Dein Junge“, gab Schmidt zur Antwort.

„Das will ich meinen. Ich sage Dir, er hat schon allerlei im Kopfe, wovon wir rein gar nichts wissen; daß mal auf. Junge, Junge, wenn ich noch das nöthige Geld hätte, Commerzetter; na, nicht ärgern, bloß nicht ärgern, man bleibt doch geknüttet, bis — bis —“

„Bis man begraben wird“, vollendete Schmidt ochselzend.

„Sehr richtig; das wollt' ich gesagt haben“, bestätigte Müller und ließ sich ein wenig schwerfällig auf eine nahe Treppentstufe nieder.

„So, Junge, nun fange an; zeig' dem Onkel hier, was Du gelernt hast, vielleicht schenkt er Dir dann fünf Pfennige, das heißt, wenn er sie übrig hat, habaha!“

„Fünf Pfennige spielen keine Rolle“, gab Schmidt zurück.

Die Kinder waren zuerst etwas befangen, doch als die beiden Männer nun schweigend und aufmerksam zuhörten, da gemann das Interesse am Spiele bei der Schaar wieder die Oberhand.

Der jugendliche Lehrer nahm sich vor, das ihm in Aussicht gestellte Geldstück möglichst ehrenvoll zu verdienen und entwickelte deshalb einen ganz besonderen Eifer; es stachelte ihn auch wohl der Ehrgeiz.

„Nun kommst Du“, sagte er zu einem kleineren Burschen unter der Schaar und fuhr fort: „Sage mir, wenn Du jeden Tag bloß 4 Glas Bier trinkst, wie viel macht das in einer Woche?“

„Na, das macht doch 28 Glas, nicht?“

„Richtig, und wenn jedes Glas 17 Pfennig kostet, wie viel Geld?“

„Dann ist das, — na, mal 10 und die Hälfte dazu: 4 Mart 20 Pfennig, nicht?“

„Richtig, und in einem Jahre?“

„In einem Jahre? Ne, so weit sind wir noch nicht in der Schule.“

„Gut; dann Du 'mal“, sagte Peter, indem er sich an ein größeres Mädchen wandte.

Dieses hatte sich die Sache offenbar schon zurecht gedacht, denn es antwortete, ohne zu zögern: „218 Mart und 40 Pfennig.“

Peter blickte dem Mädchen auf einen Augenblick scharf in's Gesicht und sagte dann: „Richtig, nun aber in zehn Jahren, wieviel?“

„2184 Mart“, antwortete das selbe Mädchen und erröthete ein bißchen.

„Hoho, Herr Lehrer“, rief Schmidt jetzt lachend dazwischen, „die Rechnung stimmt so noch nicht, es fehlt ja das Trinkgeld für den Kellner; der Mann will doch auch leben.“

„Richtig, der Mann will auch leben“, wiederholte Peter, ohne aus der Rolle zu fallen, und indem er mit dem Finger auf den nächsten Jungen zeigte, sagte er: „Da 5 der dritte Theil von 15 ist, so theilen wir hurtig 2184 durch 3, also?“

„Wenn es weiter nichts, als das“, antwortete der Gefragte etwas aufgelassen, „dann brauchen wir nicht lange darüber zu schnaden“, sondern sagen einfach 728 Mart, was ganz gewiß stimmt, denn im Kopfrechnen kann mir keiner etwas wollen oha!“

„Richtig, 728 Mart; nun diese zu den 2184, macht wieder?“

„Wieviel? 2912 Mart, was ganz selbstverständlich ist.“

„Gut.“

Der Vater des jugendlichen Lehrers hatte zuerst mit lächelndem, dann mit gespanntem, am Ende mit entsetztem Gesichtsausdruck zugehört. Stimmte die Rechnung? Sie war wohl nicht gut anders zu machen. Gewiß, sie stimmte auf's Haar. Dann aber mußte er ja schon ein richtiger Kapitalist sein, wenn — wenn „Ja, wenn!“

Da stellte Peter es dem nächsten Knaben anheim, sich zu kaufen, was er wollte.

„Ich kauf' mir 'nen Drachen“, schrie dieser.

„Wenn er nicht aus Papier ist“, brummte Schmidt vor sich hin, „dann wird's schon alle werden, im Handumdrehen.“

Peter indessen schien von dem Drachen nicht sehr erbaunt zu sein, er schweig einen Augenblick, dann aber sagte er heraus:

„Du denkst bloß an's Spielen; nein, den Rest von 2012 Mart trag' ich einfach auf die Spardbank, dann ist es mit einem Male weg und — und bringt noch Zinsen.“

„Was? Wie?“ fuhr Schmidt auf, „auf die Spardbank? Bist Du denn ein Schmarroher? Hol's der Teufel, dann laß die Cigarren wohl auch in den Laden, um dort verkauft zu werden, wie?“

„Das ist ein guter Gedanke, ja, ja“, pflichtete Peter, der Lehrer, bei.

„Na, so'n Unsinn. Die fünf Pfennige tragst Du nicht, mein Junge, und wenn ich sie auch hätte. Hol's der Teufel, 'nen Abend, Müller.“

Schroth im Gesicht schob Schmidt ab.

Peters Vater sah noch immer hilflos auf der Treppentstufe, jetzt jedoch erhob er sich und sagte, sich redend: „Komm, Peter, wir wollen hinausgehen, ich glaube, Mutter wartet schon. Ja, ja, mein Junge, sie wartet, hat schon so lange gewartet. Weißt Du was, stell Dich auf den Eckstein dort, ich nehme Dich auf den Buckel und trage Dich hinauf, das hast Du verdient, und um den halben Groschen gräme Dich nur nicht, wirst ihn von mir bekommen, morgen, übermorgen, jeden Tag, weiß Gott.“

Frau Müller war auf's höchste überrascht, als ihr Mann, nachdem die Kinder zu Bett gegangen, einen großen Bogen Schreibpapier und einen recht langen Bleistift von ihr verlangte, um, wie er sich ausdrückte, Vergangenes und Zukünftiges zu berechnen. Sie hatte ihn bereits mehrere Male heute Abend schier verwundert von der Seite angesehen, zuerst, als er mit dem Jungen auf dem Rücken die Treppe hinaufgekommen war, dann beim Abendessen, als er Peter plötzlich den Kopf streichelte und beinahe gerührt sagte: „Das hast Du gut gemacht, mein Junge.“

Müller sah und schrieb und rechnete, bis ihm die hellen Schweißtropfen von der Stirn auf das Papier fielen.

Er zog alle Ausgaben in Betracht und berechnete sie auf ein Jahr, schied dann, was notwendig war, von dem, was er plötzlich als unnötig und überflüssig erkannte, und stellte schließlich allerlei Spekulationen an mit einem zahlungsmäßigen Etwas, das noch im Schooß der Zukunft ruhte.

Seine Frau erwartete vergebens eine Aufklärung von ihm; worauf er und grübelnd sah er da, sah er immer noch da, nachdem sie längst, übermüde, schlafen gegangen war.

Schließlich fand er auf und legte den Bleistift beiseite. Da er wußte, daß er nicht so leicht würde schlummern können mit all den Plänen, die sich in seinem Kopfe herumwälzten, so ging er noch eine geraume Zeit im Zimmer auf und ab, wobei er einmal vor dem Spiegel stehen blieb und vor sich hinmurmelte: „Nun hab' doch auch ich 'mal 'nen zweibeinigen Esel ansehen.“

Nachher that er, was er so lange nicht gethan: Er küßte Frau und Kinder, ehe er sich niederlegte.

Das Wunderwort.

Auf einem Balle wird ein älteres Fräulein ohnmächtig. Alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzuführen, sind vergebens. Da kein Arzt anwesend ist, geräth die ganze Gesellschaft außer sich. Da tritt ein Herr aus der Gesellschaft an das ohnmächtige Fräulein heran und flüstert ihr ins Ohr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!“ Das Mittel übte prompt seine belebende Wirkung.

Nicht der Erste.

„Das ist ja unerhört, der Braten ist ja ungenießbar. So was müßte man im Behälterdruck festnageln!“

Kellner (der gekündigt hat): „Im Vertrauen, mein Herr, über den sieben schon drei Weichwerden drin. Sie brauchen nur den Namen drunter zu schreiben!“

Begegnung.

„Hoho, Herr Lehrer, nichts für ungut“, ließ Schmidt sich hier wieder vernehmen, „aber 'ne solche Art von Rechnerei mag unferneis nicht leiden, damit kommen wir nicht weiter, laß das Kapital sich mal geschwind wieder „verkümmern“, sonst ist es mit den fünf Pfennigen Eßig.“

„Wir gehen nunmehr zur Substitution über“, sagte Peter daraufhin mit Würde zu seinen Gespielern und fuhr nach einigem Nachdenken fort: „Wir haben also ein Kapital von 2912 Mart. Gut, jetzt gehen wir meintheils hin und — mietnen uns einen Laden für 300 Mart, wieviel bleibt der Rest?“

„Das ist leicht“, antwortete der Anabe, welcher jetzt an der Reihe war, „2612 Mart.“

„Richtig, und wenn wir uns alsdann noch für 600 Mart Cigarren kaufen?“

„Das ist auch leicht; bleibt 2012 Mart.“

„Das geht nicht schnell genug, Junge“, mahnte Schmidt.

„Das ist auch leicht; bleibt 2012 Mart.“

„Das geht nicht schnell genug, Junge“, mahnte Schmidt.

„Das geht nicht schnell genug, Junge“, mahnte Schmidt.

Lieschens Weisheit.

Eine häusliche Stizze von Elise Krafft.

Nun war sie schon vier Wochen in der Kochschule, jeden Vormittag von neun bis ein Uhr. Und sie kam täglich mit unbeschädigtem Gesicht und geheimnißvolleren Augen heim.

Bei Tisch, wenn sie im Kreise von Vater, Mutter und den Brüdern das frugale Mittagsmahl einnahm, rümpfte sie meist die Nase, zuckte mit den Achseln und hatte keinen Appetit.

„Ach Gott, Mama, ich bin schon vom Koffen satt! Und dann ... so ... kannst Du ja doch nicht tochen!“

„Wie? ... So? ...“ fragte die Mutter in ihrem Hausfrauenstolz gekränkt. Lieschen lächelte sehr erhaben.

„Na, so wie wir in der Kochschule!“

„Ne“, meinte der Vater, im Echo von seinen beiden Söhnen unterköpft, — nee, das ist auch noch nicht gut möglich, Alte! So die feinere, raffinierte Art des Kochens hast Du noch nicht raus. Und darum war es auch sehr gut, daß das Kind mal wohl anders reinriecht und die Kochkunst brauchen nie in einer besseren Kochschule erlernt.“

Manchmal schweig Mutter, wenn sie sah, wie „das Kind“ dazu bereitete nicht, und wie überzeugungsvoll roth und allühnend die Mädchenwangen ausfielen. Meist aber konnte sie nicht schweigen. Sie litt sichtlich unter diesen Kochstunden der kaum schulentlassenen Tochter.

„Bis jetzt hat sie noch so gut wie gar nichts gelernt ... nicht mal der lumpigen Saltsbraten am Sonntag hat sie zurecht gebracht. Als ich vier Wochen bei meiner Tante im Haushalt war, habe ich schon alles selbstständig machen können ... sein ... sag' ich auch.“

„Na na“, wie der Vater und versetzte doch mit großem Appetit die schmachhafte Nierenroulade, die seine Frau heute gemacht hatte.

Und Lieschen fuhr beiläufig hoch. „Freiher! ... Vergleiche doch deiner Tante unmoderne, oberflächliche Kochmethode nicht mit unserer großartigen und gründlichen Mama! Vier Wochen sind noch gar nichts. Man muß doch in der feinen Küche zuerst alle Zuthaten kennen lernen und vorbereiten.“

„Natürlich ... Feste Ribben puzen, Kartoffeln schälen und Bollen verkleinern“, sagte der Tertiarier Kurt hinzu.

Lieschen würdigte den grinsenden Bruder keines Blickes.

„So was machen wir nicht. Dazu sind die Küchenmädchen da. Aber Champignons und Morcheln fortieren, Krebsbutter und Trüffelauceertrakt zubereiten und die Gemüse- und Braten-Garnituren schneiden, mit internationaler Pilztruffel umrandeten Fasan gemacht! ... Ich sage auch, der ...“

„Wie heißt das Ding?“ erkundigte sich der Vater erschrocken, indem er sich vor dem im Munde zusammen gelaufenen Wasser heftig verhielt.

Die Siebzehnjährige antwortete nicht. Das blonde Köpfchen gekränkt zurückgeworfen, schmiegte sie ein Weichen, während sich die Brüder lachend die Junge mit der Nennung dieses fremdartigen Fasans zerbrachen. Dann nahm sie die kleinste von Mutter stufenden Sedroladen und kostete mit gespitzten Lippen.

„Die Sauce schmeckt nach gar nichts, Muttchen! Da hätte Mabeira ranmischen! Und wer nimmt denn heute noch Zwirnsfäden um Umwickeln der Roulade? Stäbchen haben wir in der Kochschule dazu, weisse spitze Holzstäbchen, die man ...“

„Schwiege mitten im Satz, weil Hans, der Zwölfjährige, sie in die Seite gepufft hatte.“

„Der Streichhölzer, Diesel! Am Ende könnt's doch zerleinertes Brennholz sein! Hurra ... ich freu' mich schon darauf, wenn Lise tocht! Dann brauchen wir keine Zahntocher mehr, die tocht se gleich mit! Wie lang dauere's denn noch?“

„Vier Wochen“, antwortete die Schwester gereizt, sprang auf und fiel der ganz gedriekt dastehenden Mutter stürmisch um den Hals.

„Na, mal auf, Muttchen, dann brauchst du gar nichts mehr zu thun! Dann hast Du eine perfekte Köchin, und alle Tage giebt's was Neues! Und warme Puddings, die dir nie gelingen, die kann ich sein! Ueberhaupt Kartoffelpudding ist furchtbar einfach!“

„Wie denn?“ fragte die Mutter, kleinlaut vor so viel Können.

Lieschen überlegte ein Weichen zählte etwas an den Fingern ab und schnurzte dann wie eingeknickt herunter: „50 Gramm Butter schlägt man zu Sahne, mischt zehn geriebene Kartoffeln und das Gelbe von 14 Eiern darunter und ...“

Als alle lachten, kam sie aus dem Konzept. Selbst der Feinschmecker von Hausherr machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wird wohl ein bißchen reichlich sein, das mit der Butter und der Eiern, mit Döckling ... oder meinst Du ... Mutter?“

„Die machte ein ganz unverständliches Gesicht.“

„Ich weiß nicht! Deine Tochter ver-



„Ich kann mich jetzt nicht erinnern, wie diese Wurzel heißt (denk' nach) ... Safforparill!“

leht das ja besser! Und Ihr habt ja alle gewollt, daß Lieschen die theure Kochschule besucht, anstatt gleich nach der Einsegnung, wie es sich gehört, zu Muttern in die Küche zu kommen. Aber na ... mir soll's recht sein, wenn Du nachher das dreifache Wirthschaftsgeld geben mußt, wenn erst das Fräulein selber tocht. Uebrigens, Lieschen, Ihr habt doch auch Mittagstisch in Eurem Institut. Was speisen denn da für Damen?“

„Damen?“

„Lauter Grafen“, ergrünzte Kurt gemüthlich. „Da giebt's doch so viele bei deiner berühmten Kochschule ...“

Die Schwester quittirte des Bruders Zwischenrede mit einem niederschmetternden Blick, erhob sich und verließ mit den großen Worten: „Na, Ihr werdet ja seh'n“, das Zimmer. Sie durfte sich jetzt nicht weiter ausfragen lassen. Wenn Vater dahinterkam, daß die meisten der netten Herren mehr der Kochschülerinnen als ihrer Künste wegen kamen, mußte sie am Ende doch umsatteln und in irgend solch simplen, strenges Kochinstitut hinein, wie Grete und Paula besuchten, die während der Stunden außer dem Küchenpersonal nie ein anderes Gesicht zu sehen bekamen! Um Himmels willen nicht! Das war ja das interessanteste an der ganzen Geschichte, daß Madame Meier auch Mittagstisch hatte. In dem schmalen, langen Gange neben der großen Küche tauchten alle Augenblicke lachende, bärtige Gesichter auf, die den jungen, heißblütigen Mädchen ihre Scherz Worte zuriefen.

„Mir heute extra was Gutes, Fräulein Lieschen!“ oder: „Das Kompost bitt' genau so süß, wie Sie selber, holde Muse der edlen Kochkunst!“

Nein, sie würde entschieden in vier Wochen noch nicht ausgeleert haben, dachte Lieschen plötzlich sehr entschlossen.

Und wirklich! Lieschen blieb noch volle zwei Monate in der Kochschule.

Seit acht Tagen hat sie Mutter abgelöst und tocht daheim selbstständig. Nur schade, der Appetit, der sonst in der fünfköpfigen Familie so groß war, hat merklich nachgelassen, dieweil die Summe für Küchenausgaben sich in dieser Woche verdreifacht hat! Lieschen erklärt zu stritten, weil Mutter „nicht mal Trüffeln, Krebschwämme und Mabeira“ im Hause hat und ohne diese drei Sachen man kein „anständiges Essen“ auf den Tisch bringen könnte.

Mutter wird himmelhoch gebeten, wieder selbst zu tochen, weil's keine so aut versteht wie sie, und Vater beschließt, drei Monate kein Bier mehr zu trinken, um dadurch das viele Geld für die Kochschule wiederzuerlangen.

Lieschen soll nun Buchführung lernen (natürlich da, wo auch nette Herren im Kontor sind), und es herrscht wieder Friede und Freude in der ganzen Familie.

Humor Friedrichs des Großen.

Unter dem Titel „Humor Friedrichs des Großen“ ist im Verlag von Robert Luz in Stuttgart der zweite Band der „Hohenzollern-Anekdoten“ in fünfter Auflage erschienen, dem wir die folgenden Stücke entnehmen:

Bei der Inspektion eines Reiter-Regiments erkundigte sich Friedrich dem Obersten nach seinen Offizieren. Der Oberst äußerte sich über alle sehr lobend, nur den Rittmeister H. tabelte er und meinte, es wäre ihm lieber, wenn derselbe verkehrt würde, weil

„saufe.“

Nichts war dem Könige verkappter als dies Laster.

Während der Revue beobachtete der König den beschuldigten Rittmeister

und seine Schwadron genau und fand zu seiner Ueberaschung, daß die Schwadron unter Führung des Rittmeisters in jeder Beziehung ausgezeichnet exzerzirte, während die Leistungen des Obersten mittelmäßig waren.

Nach Beendigung der Revue nahm der König den Oberst beiseite und sagte zu ihm:

„Weißt Er was, sauf Er auch!“

Friedrich wurde von Major v. d. H. um die Erlaubniß zu seiner vierten Vermählung gebeten. Der König schrieb an den Rand der Eingabe: „Von jetzt an kann sich der Major v. d. H. so oft verheirathen als er will.“

Auch schon zu Friedrich's Zeiten war es den Offizieren strenge verboten, Zivilkleid zu tragen.

Ein flotter Leutnant übertrat einmal das Verbot. Er ging mit seiner Herzensdame in Sanssouci spazieren, trug dabei einen bürgerlichen Rod und hatte, wohl aus Muthwillen, den Degen untergeschmalt, im Gefühle der Sicherheit, daß der König in Potsdam sei. Beim Einbiegen in eine Allee stand plötzlich der König vor ihm. Verwundert schaut dieser den merkwürdigen Degenträger an und fragt: „Wer ist Er?“ Der Offizier war erschrocken stehen geblieben, hatte aber doch die Geistesgegenwart zu antworten:

„Ich bin Offizier, allein ich bin inkognito hier.“

Diese wichtige Entschuldigung gefiel dem Könige, und schlagfertig gab er zur Antwort: „So mach' Er, daß ihn der König nicht sieht“ und ging weiter.

Ein Oberst hatte sich einen Postwagen zugelegt und seinem Kutscher bei Ausfahrten ein Posthorn gegeben, welcher von demselben oft Gebrauch machte. Das Postamt beschwerte sich bei dem Könige darüber, dieser schrieb wie folgt an den Oberst:

„Mein lieber Oberst! Es ist Euch vergönnt, so viele Hörner zu tragen, als Euch gefällig sind. Nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung.“

Die Fürsten und Prinzen von Neuchâsseßen bekanntlich sämtlich Heinrich und unterscheiden sich nur durch die Zahl, die sie diesem schönen Namen beifügen. Friedrich der Große, dem dieser Brauch spaßhaft vorkam, fragte einen Prinzen von Neuchâsseßen:

„Ist's wahr, mein lieber Prinz, daß Sie Kummern haben — wie die Fiaker?“

Vor Beginn des ersten Schlesienschen Krieges erregte die preussischen Truppenbewegungen, deren Zined Friedrich II. selbst seinen Generalen gegenüber vorerst geheim hielt, unter diesen großes Aufsehen. Der frühere Erzherzog des Königs, General von Kalkreuth, vermochte sein Verlangen, zu erfahren, wohin die Absichten des Königs zielten, nicht zu zügel und erlaubte sich die Frage:

„Majestät, die Reichel steht wohl nach Schlesien?“

„Kann Er schweigen?“ fragte der König zurück.

„Unbedingt“, erwiderte Kalkreuth. „Ich auch“, war die lakonische Antwort des Königs, mit der sich Kalkreuth beschämt zurückziehen mußte.

Distinktion.

„Eine Frau kann kein Geheimniß bei sich behalten“, erklärte er entgegen ihrer Behauptung.

„Ich denke doch“, widersprach sie. „Seit meinem vierundzwanzigsten Jahre habe ich das Geheimniß meines Alters treulich bewahrt.“

„Ginmal werden Sie es schon verrathen“, war die Entgegnung.

„Na, ich denke, wenn ich das Geheimniß zwanzig Jahr gehütet habe, werde ich es auch weiter thun können.“